



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Leipziger Skizzen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Leipziger Skizzen.

Leipzig. Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart. Von
August Diezmann, Leipzig, Verf. —

Der Verfasser hat durch seinen vielfährigen Verkehr mit allen Schichten der Gesellschaft Gelegenheit genug gehabt, das leipziger Leben zu beobachten. Er gibt uns eine Reihe recht interessanter Bilder, denen wir aus eigner Anschauung einige Bemerkungen hinzufügen wollen. Wir müssen jedoch daran erinnern, daß alle solche Schilderungen nur eine relative Wahrheit haben können. Nur in den seltensten Fällen hat der Beobachter Gelegenheit, alle Theile der Gesellschaft gleichmäßig zu durchforschen; er ist also geneigt, die Erfahrungen seines eignen Kreises zu generalisiren. Andererseits geht ihm in der Regel bei dem längern Leben in einer bestimmten Stadt der vergleichende Maßstab verloren und er betrachtet als charakteristische Eigenschaft der einzelnen Stadt, was sich mehr oder minder bei allen Städten von gleichem Umfange vorfinden möchte, namentlich in unsrer Zeit, wo bei der fabelhaften Steigerung der Verkehrsmittel die locale Physiognomie immer mehr verwischt wird. Wie sehr es auf den Standpunkt ankommt, den man bei seiner Beobachtung einnimmt, zeigt unter andern das verschiedene Urtheil, welches man in Dresden und Berlin über Leipzig fällt. Dem dresdner Mittelstand gilt Leipzig als ein kleines Berlin, der Leipziger erscheint ihm als ein unternehmender, herausfordernder und gefährlicher Charakter, anmaßend und absprechend, voll der verwegensten Entwürfe und Urtheile; der Berliner dagegen ist geneigt, in dem Leipziger einen gutmüthigen, höflichen, aber etwas langweiligen und nüchternen Spießbürger zu sehen. Es ist hier natürlich nur die Rede von solchen Kreisen, die mehr nach dem Instinct, als nach dem Verstande urtheilen, und die Eigenthümlichkeit und Vorurtheile genug bewahrt haben, um sich zu einer freundartigen Erscheinung in ein bestimmtes Gemüthsverhältniß zu setzen. Sehr viel thut in solchen Fällen der unmittelbare Eindruck der Sprache. Der Berliner wird zwischen der leipziger und der dresdner Mundart schwer einen Unterschied herauserkennen, ihm fällt das Schleppende und Singende darin auf, und doch läßt sich dieser Unterschied bei genauerer Be-

obachtung nicht verkennen. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß der Leipziger im Durchschnitt in derselben Zeit doppelt so viel Worte hervorbringen kann, als der Dresner, und daß er dabei eine doppelte Energie des Tonfalls anwendet. Relativ genommen hat in der That die Sprache des Leipzigers etwas Unternehmendes, die Sprache des Dresdners etwas Empfindsames; und das liegt auch im Charakter der beiden Städte begründet. Der Wohlstand beider Städte hängt zum großen Theil von den Fremden ab, aber beide Städte betrachten ihr Verhältniß zu den Fremden sehr verschieden. Der Dresdner blickt mit einer gewissen Ehrfurcht zu seinen Sommergästen empor, unter denen sich viele Grafen, Barone, Engländer und andere Honoratioren vorfinden, und die in der Regel in irgend einem Verhältniß zum Hof oder wenigstens zu einer Gesandtschaft stehen. Es gibt dagegen keinen Ausdruck, der stark genug wäre, die Verachtung des echten Leipzigers gegen seine Meßfremden zu bezeichnen. Er betrachtet die Zeit der Messe als den vorübergehenden Einbruch von Barbaren, den man möglichst vortheilhaft ausbeuten muß, dem man sich aber fern hält. Es gibt kein Opfer der Bequemlichkeit, dem man sich nicht aussetzte (und das gilt zum Theil selbst von wohlhabenden Familien), um von der Messe einen möglichst reichen Gewinn davonzutragen. Die ganze Familie zieht sich in die Küche oder Speisekammer zurück und überläßt ihr Haus den fremden Eroberern; aber sie hat mit ihnen nichts gemein. Kein echter Leipziger zeigt sich während der Messe im Theater, auf den Promenaden oder wo ihn sonst die wenig wechselnde Pflicht seines Vergnügens hinführt; selbst auf der Straße zeigt er sich so wenig als möglich. Man sieht fast ausschließlich orientalische Nasen und hört fast ausschließlich den berliner Dialekt. Die fremden Gäste betragen sich vollständig als Eroberer. Sie machen Lärm auf den Straßen, auf den Promenaden, im Theater, kein Herkommen wird heilig gehalten, sogar die heiligste Sitte von Leipzig, das Belegen der Theaterbänke durch Kleidungsstücke, wird nicht mehr respectirt, und eine sehr zahlreiche Classe, die sämtlichen Restaurateure, stehen entschieden im Dienst der Fremden. So manche Wirthschaft von größerem Umfange existirt nur durch die Messe, sie bleibt den ganzen übrigen Theil des Jahres leer. Während dieser Zeit wird also der Eingeborne von allen Kellnern mit unverhohlener Geringschätzung angesehen, seine bescheidensten Wünsche werden nicht geachtet, er kann froh sein, wenn man überhaupt seine Existenz duldet. Man hat vielfältig die Frage aufgestellt, woher der üble Ruf komme, dessen sich Preußen fast im ganzen übrigen Deutschland erfreut. In Leipzig wenigstens ist der Grund vollkommen klar. Der Leipziger versteht unter Preußen lediglich die berliner Meßjuden, die ihm fast den vierten Theil des Jahres hindurch allen Comfort rauben und den Geldtribut, den sie ihm darbringen, durch anmaßendes Wesen wieder aufheben. Man kann dem Leipziger das bittere Gefühl nicht verargen,

denn so fest wir davon überzeugt sind, daß die Mehrzahl der Messfremden einzeln und für sich betrachtet die größte Achtung von der Welt verdienen, als Ganzes genommen sind sie eine unausstehliche Erscheinung. — Ist die Messe vorüber, namentlich die Ostermesse, so feiert Leipzig sein Auferstehungsfest. Die häßlichen Buden werden abgerissen, die Stadt strahlt in vollster Pracht und wie von einem langen Kriegsleiden befreit, wogt die festlich gepuzte Bevölkerung ins Rosenthal oder nach dem Theater. In Dresden hört das Leben auf, wenn die Fremden fortgehen, in Leipzig fängt es an, und dieser Unterschied ist bezeichnend.

Der Verfasser hat einzelne Stellen aus frühern Reisebeschreibern angeführt; er hätte es in noch größerer Zahl thun sollen, denn diese Vergleichen mit der Vergangenheit sind sehr interessant und es zeigt sich, daß Leipzig seinen Charakter wesentlich verändert hat. Geschieht das freilich doch noch in unsern Tagen, wenigstens dem Anschein nach. Man erinnere sich an den März 1848 und den Mai 1849. Im März 1848 galt der Leipziger als revolutionär, gewaltthätig und republikanisch, und das ging so weit, daß die dresdner Communalgarde, die von einem beabsichtigten Ueberfall von Seiten der Leipziger gehört hatte, sich auf der Eisenbahn versammelte, um die frechen Friedensstörer zurückzuschlagen. Im Mai 1849 reichte das sächsische Militär nicht aus, die dresdner Gmeute zu Boden zu schlagen, man mußte preussisches herbeiziehen, während Leipzig, zu dessen Schutz nicht ein einziger Soldat zurückgeblieben war, aus eigener Kraft die wenigen Ruhestörer zur Raison brachte. Freilich hatte schon vorher bei den Wahlen zu den beiden Kammern Leipzig sich als die conservativste Stadt des Königreichs erwiesen. So viel wir uns erinnern, waren in diesen Kammern nur vier oder fünf conservative Mitglieder, und diese waren alle aus Leipzig. — Leipzig ist durch seine ganze Lage darauf angewiesen, in der Politik die sogenannte goldne Mittelstraße einzuhalten. Den Druck von oben muß eine Handelsstadt, in welcher noch dazu der Buchhandel eine so wichtige Rolle spielt, sehr drückend empfinden, gegen die wirkliche oder vermeintliche Bevorzugung des Adels muß sich eine durchweg bürgerliche Stadt auflehnen, und in ruhigen Zeiten wird daher in Leipzig stets die oppositionelle Richtung vorwiegen, sobald aber die wirkliche Unruhe anfängt, sobald die Ordnung und die Herrschaft des Gesetzes aufzuhören droht, wird ganz Leipzig schon vom Standpunkt seiner materiellen Interessen aus in die angemessene Richtung kommen. Es waren im Mai 1849 nicht blos die Reactionärs und Constitutionellen, die sich als Hüter der Ordnung bewährten, sondern auch die überwiegende Mehrzahl der sogenannten Demokraten, denn ob man aus Deutschland eine Republik oder ein Kaiserreich machen oder es im alten Zustande lassen sollte, darüber konnte hin und her geredet werden; aber das reiche Messgut, für welches die Stadt garantirte, dem Belieben einer ungeordneten Masse zu über-

lassen, das konnte keinem Leipziger einfallen, der seine fünf Sinne beisammen hatte. Und hier zeigt sich der große Vorzug einer relativ unabhängigen Communalverfassung. Der Leipziger fühlt nicht bloß dunkel das Bedürfniß der Ordnung, sondern er weiß auch, was Ordnung ist, er weiß, wie man sie erhält und zerstört, und daher wird er stets nicht nur in seiner Gesinnung, sondern auch in seiner Handlungsweise im strengsten Sinn des Wortes conservativ sein. — Noch auf zwei Umstände wollten wir dabei aufmerksam machen. Zunächst auf die eigenthümliche Stellung, die Leipzig innerhalb des Königreichs einnimmt. Gewiß hat der Leipziger seinem Königshause gegenüber ebensoviel Loyalität, wie irgend ein anderer, aber sein eigentliches Interesse concentrirt sich nicht in Dresden, sondern in Berlin. Es ist merkwürdig, wie wenig Aufmerksamkeit die Leipziger den Verhandlungen des sächsischen Landtags schenken; selbst die Gebildeten kennen die Mitglieder desselben kaum mit Namen, wenn sie nicht zufällig ihre Verwandte oder Bekannte sind. Dagegen wissen sie über jede irgend hervorragende Persönlichkeit des preussischen Landtags den vollständigsten Bescheid zu geben. Sie mögen Preußen nicht gern, weil sie stets an die Messfremden denken, aber sie interessieren sich eigentlich nur für Preußen. Einige Ausnahmen bekräftigen diese Regel nur noch mehr, weil sie allgemein auffallen. — Ein zweiter Umstand, auf den wir hier eingehn wollten, ist die Communalgarde. So viel wir wissen, ist allen oder wenigstens den meisten sächsischen Städten dies Institut genommen; in Leipzig hat man es erhalten, eben wegen des Verhaltens der Bürger im Mai 1849. Bekanntlich sind in neuester Zeit im Schoß der Bürgerschaft selbst Streitigkeiten darüber ausgebrochen, und es hat sich eine Agitation erhoben, die auf Abschaffung der Communalgarde anträgt. Wir schließen uns diesem Wunsch insofern an, als wir der Ansicht sind, die praktischen Zwecke dieses Instituts, z. B. der Feuerdienst und die Unterstützung der Polizei, ließen sich auf eine einfachere Weise, mit geringern Kosten und geringerm Zeitaufwand erreichen, und daß der Wunsch einiger jungen Kaufleute, in militärischer Herrlichkeit paradiren zu können, für die andern eigentlich nicht maßgebend sein darf. In Sachsen herrscht ja in Beziehung auf das Militär, abweichend von Preußen, das Princip der Stellvertretung; warum sollte es nicht auch in Bezug auf die Communalgarde verstatet sein, daß derjenige, dem es unbequem ist, sein Embonpoint unter einer Uniform zu zeigen und eine Flinte zu tragen, mit der er doch nicht recht umzugehen weiß, sich dieser Last durch ein Geldopfer entledigt? Indessen wollen wir uns gern bescheiden, daß es mißlich ist, ein populäres Institut von oben her aufzuheben. Nur so viel möchten wir wünschen, daß bei aller Strenge in den praktischen Zwecken in Beziehung auf die Aeußerlichkeiten eine größere Freiheit gestattet würde, z. B. in Beziehung auf die weißen Hosen. Wie Militär sieht die Communalgarde doch einmal nicht

aus, und auf die eigentlich nützlichen Functionen des Instituts hat das Beifall doch keinen directen Einfluß. — Sehr ungerecht ist man aber gegen die Communalgarde, wenn man ihren Nutzen im Mai 1849 zu gering anschlägt. Man geht dabei immer von dem falschen Vorurtheil aus, die Communalgarde als Militär betrachten zu wollen; ein Vorurtheil, das freilich am meisten von den Radicalem der frühern Periode genährt wurde, die sich einbildeten, mit der Communalgarde gegen reguläres Militär kämpfen zu können. Man wirft der Communalgarde von 1849 vor, daß sie keine Thaten des Heroismus ausgeübt, daß sie z. B. die berühmte Barrikade nicht mit gewaffneter Hand gestürmt habe. Wir glauben dagegen, daß der gegenwärtige Ausgang ein viel vernünftigerer war. Barrikaden zu bauen, gehörte damals einmal zur Mode, und wenn einmal eine da ist, so finden sich auch immer Leute, die hinaufgehen. In Leipzig war nun die Stellung der Communalgarde so eingerichtet, daß jene Leute von da aus keinen erheblichen Schaden anrichten konnten; da sie also dort nichts ausrichten konnten, so war es das Zweckmäßigste, abzuwarten, bis sie von freien Stücken heruntergingen, was denn auch in der That geschah. Wie groß aber trotz dieser passiven Rolle der Nutzen der Bürgergarde in jenen Tagen war, das wird jeder begreifen, der sich daran erinnert, daß bei einem Tumult die größte Gefahr nicht in den eigentlichen Tumultuanten liegt, die doch in der Regel nicht sehr zahlreich sind, sondern in dem neugierigen Publicum, welches sich an den Ort des Tumults hindrängt und sich durch die unmittelbare Stimmung leicht dazu verleiten läßt, mit zu lärmen und mit zu schreien und so den Tumult zu vergrößern, bis man zuletzt gar nicht weiß, wo er eigentlich steckt. Gegen diese Gefahr ist eine gut disciplinirte Communalgarde das beste Mittel, denn eine große Zahl derjenigen, die sonst vielleicht den Tumult vermehren würden, ist genöthigt, in Reih und Glied zu stehen, und durch vernünftiges Zureden läßt sich dann die neugierige Masse leichter beschwichtigen. — Freilich gilt das nur bei Unruhen, die keine Bedeutung haben; einem ernstern Aufstand entgegenzutreten würde eine Communalgarde nicht fähig sein.

Wir kehren zu dem eben verlassenen Thema zurück. Wenn wir uns nach den frühern Reisebeschreibungen ein Bild von Leipzig machen wollten (so namentlich nach Goethe), so wäre der Ausdruck Klein-Paris gar nicht unrichtig. Damals stand Leipzig an der Spitze der Mode, der Eleganz, und man kann wol sagen auch der Lieberlichkeit. Die schöne Wissenschaft war in großer Blüte, namentlich so weit sie sich auf die Formen der feineren Bildung bezog, und der feine Leipziger sah auf die umliegenden Städte in einem großen Umkreis wie auf zurückgebliebene Speißbürger herab. — Heut ist von alle dem kein Wort mehr wahr. Leipzig spielt in der eleganten Welt gar keine Rolle mehr; die Sitten der Stadt, von der Meßzeit abgesehen, sind solider und

respectabler, als in irgend einer andern Stadt von gleicher Bedeutung, und der dominirende Charakter der Bevölkerung ist die Bürgerlichkeit. Wir wollen diesen Charakter vorzugsweise an drei Eigenschaften hervorheben: Solidität, demokratische Sitte und Vorwiegen der materialistischen Interessen.

Die Solidität Leipzigs zeigt sich in all seinen Einrichtungen. Daß unter reichen Leuten das Verhalten nicht immer nach dem Codex der bürgerlichen Moral eingerichtet wird, versteht sich von selbst. Aber Leipzig ist auch in dieser Beziehung solider, als Berlin, als Frankfurt, um von Städten wie Wien und München gar nicht zu reden. Wer sich den herkömmlichen Formen entzieht, wird sofort bemerkt und verfällt einer üblen Nachrede. Der Leipziger ist zwar nicht sehr streitsüchtig und wird in solche Verhältnisse nicht streng eingreifen, aber das stille Urtheil ist desto eindringlicher. Zur Solidität gehört die Sicherheit eines gewissen Auskommens, und man kann von Leipzig rühmen, daß es eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands ist. Der eigentliche Reichthum fehlt freilich; mit Städten wie Frankfurt und Hamburg kann es nicht wetteifern, die Zahl der Millionäre ist nicht groß, dagegen umfassen die Hunderttausende schon einen außerordentlich weiten Kreis, und der Wohlstand erstreckt sich bis auf die untersten Classen herab. Der solide Tagelöhner ist in Leipzig ein gemachter Mann. Freilich fehlt es auch in Leipzig nicht an Unglücksfällen und wirklicher Noth; sie ist aber viel geringer, als in andern Städten, und wird durch den großen Wohlthätigkeits- und Gemeinnutz der Bevölkerung theilweise beseitigt. Die städtische Polizei ist musterhaft, namentlich wenn man sie mit Berlin vergleicht. Das patriotische Gefühl des Bürgers ist groß. Von Schenkungen und Vermächtnissen, wie sie hier häufig vorkommen, hat keine andere Stadt einen Begriff. Mit dieser Solidität hängt zusammen, daß der Sinn für das Nützliche viel stärker ausgebildet ist, als der Sinn für das Schöne. — Wie lange nun diese Solidität dem verhängnißvollen Wechsel in den Creditverhältnissen widerstehen wird, ist freilich nicht zu sagen. Wir haben im vorigen Hest nachzuweisen gesucht, wie durch die Anhäufung des Capitals zu unbestimmten Speculationen der natürliche Kreislauf des Geldes unterbrochen wird. Schon jetzt nimmt man in Leipzig wahr, daß im Verhältniß zu den Bedürfnissen zu wenig gebaut wird. Wer wollte auch sein Geld zu vier Procent anlegen, wenn er dem Anschein nach auf anderem Wege zehn Procent verdienen kann? Dieses Mißverhältniß wird von Jahr zu Jahr sich steigern, und dadurch verändern sich die Werthverhältnisse der verschiedenen Lebensbedürfnisse auf eine Weise, die sich zwar mit der Zeit ausgleichen wird, unter der aber die gegenwärtige Generation schwer leiden muß. Dazu kommen noch verschiedene andere Umstände, z. B. der Mißwachs mehrerer Jahre, der zu einer Erhöhung des Preises geführt hat, die nach Beseitigung des Uebelstandes keineswegs aufhört; dann die durch den gesteigerten

Verkehr herbeigeführte Ausgleichung zwischen den Preisen der verschiedenen Städte Deutschlands oder vielmehr Europas. Der Werth des Geldes ist in Beziehung auf das, was man verzehrt, ein anderer geworden, der Verdienst hat sich nicht in gleichem Maße gesteigert. So lange das allmählig fortgeht, merkt man den Uebelstand weniger, bei dem Eintritt einer neuen Geldkrisis aber wird auch die Solidität Leipzigs eine schwere Probe zu bestehen haben.

Als die zweite Haupteigenschaft der Stadt bezeichnen wir die demokratische Gesinnung. Unter Demokratie verstehen wir aber nicht das, was man 1848 damit bezeichnete, sondern einfach den Gegensatz zur Aristokratie. In Leipzig gibt es im Grunde nur einen Stand; der Adel, das Militär und die Bureaucratie ist in zu geringer Zahl vorhanden und besitzt nicht die Mittel, mit den reichern Kaufleuten zu rivalisiren. Es gibt zwar verschiedene Stufen der Gesellschaft, und zu der sogenannten Aristokratie Leipzigs rechnet man hauptsächlich die alten Firmen, aber doch nur insofern das Geschäft glücklichen Fortgang hat und die Inhaber in den Stand setzt, mit den Ausgaben auf dem gleichen Fuß zu bleiben. Von einem eigentlichen Patriciat ist nicht die Rede. Wie es in einer Geschäftsstadt natürlich ist, verkehren hauptsächlich die Männer untereinander, und sie verkehren auf dem Fuß der völligen Gleichheit. Eine Gesellschaft, was man gewöhnlich so nennt, gibt es nicht, denn dazu gehört die Existenz eines Standes, der in seinem Leben die Arbeit als etwas Secundäres betrachten darf. Daß Leipzig in Beziehung auf Luxus und Eleganz nicht mehr im ersten Range steht, davon kann sich jeder überzeugen, der einmal durch die Straßen geht und sich z. B. an die Physiognomie der berliner Straßen erinnert, oder noch besser im Theater. Eine elegant gekleidete Frau fällt im leipziger Theater auf, und in Leipzig scheut man alles Auffallende. Der Luxus ist, mit Ausnahme der Privatbälle, fast lediglich auf das Gewandhaus angewiesen, auf die dort stattfindenden Bälle und Concerte. Das sind auch die einzigen Concentrationspunkte der Geselligkeit, und Familien, die ein Haus machen, wie man es zu nennen pflegt, finden darin fast ausschließlich ihre Stütze. Eine Ausnahme muß freilich noch gemacht werden: die musikalische Unterhaltung, die in Leipzig verbreiteter ist, als irgendwo anders; aber bei aller Achtung vor dieser Kunst finden wir doch, daß sie die wahre Geselligkeit mehr unterdrückt als fördert. Die wahre Geselligkeit besteht darin, daß man in den Stunden der Erholung wenigstens ohngefähr in denselben Kreisen bleibt, wie in den Stunden der Arbeit. Mit der Musik ist es aber grade wie mit dem Kartenspiel, sie bringt in der Seele eine Spannung hervor, die mit dem wirklichen Leben nichts zu thun hat, und die Erholung besteht daher in einer unbedingten Abstraction. Freilich wollen wir nicht behaupten, daß so etwas streng durchgeführt werden kann: und daß bei so mancher liebenswürdigen Dame, welche die Akademie, die Concerte und die musikalischen Unterhaltungen

befucht, daß künstlerische Interesse nicht das Hauptmotiv ist, darüber wird namentlich bei den Dirigenten dieser Vereine kein Zweifel sein. — Wenn man den herrschenden Ton und das herrschende Benehmen in Leipzig ins Auge faßt, so findet man den vollsten Gegensatz zu dem, was Goethe davon berichtet. Er ist von einer Ungenirttheit, Bequemlichkeit und Nachlässigkeit, wozu man in keiner andern Stadt ein Gegenbild findet, und wenn es irgendwo einmal steif hergeht, so merkt man sofort die Künstelei heraus; nicht etwa, daß der Ton roh wäre, das wäre ganz gegen das sächsische Naturell, aber man merkt doch heraus, daß ihn die Männer angeben. — Nebenbei hat Leipzig noch eine echt bürgerliche Eigenschaft: es wird gehörig geklatscht. Allgemeine ideale Interessen gibt es wenig, von der Musik kann man doch nicht ewig sprechen, und so bleibt kein anderer Gegenstand übrig, als die Privatverhältnisse.

Wenn wir von dem Materialismus Leipzigs sprachen, so meinten wir damit nicht etwa den Materialismus im Sinne Moleschotts; im Gegentheil hat das neumodische Lutherthum einen großen Boden gewonnen, und Pastor Ahlfeld macht die vollsten Häuser, wie früher Harleß. Wir wollen damit nur sagen, daß man daran gewöhnt ist, das Urtheil auf solide d. h. materielle Basis zu gründen. In den äußern Umgangsformen ist, wie gesagt, völlige Gleichheit, bei dem stillen moralischen Urtheil dagegen gibt stets die Frage Ausschlag: Wie viel hat er? Der Sinn für Kunst und Wissenschaft ist in Leipzig nicht übertrieben ausgebildet, wenn wir von der Musik absehen, und auch hier erregt der Umstand, daß gegen die Mehrmusik und gegen die Gartenconcerte noch keine allgemeine Empörung ausgebrochen ist, in uns einige bescheidene Zweifel an der Unbefangtheit des musikalischen Gefühls. Was Leipzig in dieser Beziehung während der Messe erdulden muß, würde jede andre Stadt zum Wahnsinn treiben. — Die Stellung des Gelehrtenstandes ist keine sehr glänzende. Wir wollen zwar nicht in die Klagen vieler Poeten und Schriftsteller einstimmen, die ganz ohne Grund behaupten, daß der Schriftsteller als solcher schlecht angesehen würde. Diese Behauptung reducirt sich ganz einfach auf das Frühere, der Leipziger geht bei seinem Urtheil auch hier, wie in allen übrigen Dingen, von der soliden Basis aus. Er fragt beim Schriftsteller wie beim Kaufmann zunächst: Was verdient er? und wenn er darauf eine befriedigende Antwort erhält, so wird er ihm seine Achtung nicht versagen. Bei einer zu nahen Bekanntschaft fällt der Nimbus weg, der aus der Ferne bestrahlt, und in einer Stadt, wo der Buchhandel eine solche Ausdehnung hat, wie in Leipzig, kann man nicht viel Weihrauch verwenden. Der Umgang des Buchhändlers mit dem Schriftsteller ist vorwiegend materieller Natur, und der Buchhändler als der relativ solide Mann bestimmt das Urtheil des Publicums. Ebenso natürlich ist es, daß man in Leipzig wenig Bücher kauft. Auch liest

man im Ganzen so wenig als möglich. Der Geschäftsmann hat in der That keine Zeit dazu. Dagegen äußert sich der Bildungstrieb namentlich der Damen in einer andern Form. Oeffentliche Vorlesungen vor einem gemischten Publicum machen außerordentliches Glück, wenn der Gegenstand nur einigermaßen sich auf die Tagesfragen bezieht. — Nun gibt es zwar ausschließlich literarische Circel, in denen Geist gemacht wird, aber das sind nicht grade diejenigen Kreise, in denen man die Tüchtigkeit des Leipzigers vorzugsweise wahrnimmt; es sind eben ästhetische Thees, wie sie es anderwärts auch sind, nur daß man hier im Ganzen über ein geringeres Material zu verfügen hat. — Auch die Mitglieder der Universität flossen dem Publicum im Ganzen einen nur sehr geringen Respekt ein, einfach darum, weil es keinen Maßstab für ihre Leistungen hat. Das ist nicht bloß in kleinen Universitätsstädten, wie Jena und Göttingen, sondern auch in größeren, wie Breslau und Königsberg, ganz anders. In Leipzig schätzt man den gelehrten Professor sehr hoch, wenn er sich um die geselligen Circel verdient macht, wenn er heiter ist, gute Toaste ausbringt, Geld verdient und die übrigen Eigenschaften der Respectabilität hat; sonst aber hört man sehr wenig von ihm, und es ist vorgekommen, daß man bei dem Weggange eines Professors, der lange Jahre in Leipzig gelebt, ohne daß man auch nur seinen Namen wußte, mit dem größten Erstaunen erfuhr, was für einen berühmten Mann man in seinen Mauern gehabt. — Beiläufig scheint man auch bei der Besetzung der Stellen vorzugsweise auf diejenigen Facher Rücksicht zu nehmen, die irgend eine Beziehung auf das materielle Leben haben. Diese sind zum Theil glänzend vertreten, während in den mehr auf das Ideale gerichteten Zweigen der Wissenschaft manches zu wünschen übrig bleibt. — Daß Leipzig keine eigentliche Universitätsstadt ist, zeigt sich auch in der Haltung der Studenten. Was überhaupt dem Studenten sonst das Gefühl der Ueberlegenheit gab, war das wirkliche oder vermeintliche Bewußtsein seiner reifern Bildung, seiner Geldmittel und nebenbei seiner Körperkraft über seine Altersgenossen. Von allen diesem ist in einer Kaufmannsstadt wenig die Rede. Die jungen Kaufleute machen zwar in der Regel nicht dieselbe Schulbildung durch, aber sie lernen dafür in vielfachen Reisen die Welt kennen und verstehen, und was die Kraft und Geschicklichkeit des Körpers betrifft, so wird dieselbe auf den Turnplätzen ebenso entwickelt, wie auf dem Fechtboden. Durch diese Art latenter Rivalität wird der Studentenstand nicht herabgedrückt, sondern gehoben; er macht in Leipzig durchweg einen wohlthuenden Eindruck. Man sieht aus den bunten Mützen und Bändern, so wie aus dem Bewußtsein der Mensur, das sich in der ganzen Haltung ausprägt, daß die Freuden des Universitätslebens hier ebenso vorhanden sind wie anderwärts; aber der Student fällt niemand lästig, er tritt nicht gegen die Welt auf, sondern er sucht sich innerhalb der Welt, der er denn doch auch in der

That angehört, zu befriedigen; und das ist ein Verhältniß, welches beiden Theilen zu Gute kommt. — Noch müssen wir eines Instituts gedenken, welches auf die Literatur Bezug hat, des Schillervereins. Derselbe ist vorzugsweise auf den Mittelstand begründet, oder bestimmter ausgedrückt, auf diejenigen Kreise, die außerhalb des Gewandhauses stehen, und er hatte in frühern Jahren eine mehr oder minder ausgesprochene politische Tendenz; man feierte in Schiller den Sängler der Freiheit. Es konnten dabei manche Uebelstände nicht ausbleiben, und doch ist der Geist, der sich im Ganzen in dem Institut ausprägt, ein achtungswerther; es ist doch eine Art von idealem Interesse, welches man grade in einer Stadt wie Leipzig sorgfältig pflegen sollte. Durch eine allgemeinere und active Betheiligung der gebildeten Classen würden die allensfalls noch vorhandenen Einseitigkeiten leicht zu entfernen sein. Es läßt sich dem Schillerverein, wie den meisten Vereinen ähnlicher Art im Ganzen anmerken, daß der Leipziger kein schnelles, elastisches Organisationstalent besitzt. Wo sich einmal eine, wenn auch nur kleine Gesellschaft gebildet hat, welche die Leitung einer Association in die Hände nimmt, dauert die Herrschaft derselben über Generationen hindurch fort, auch wenn die Mitglieder derselben weder zur Idee, noch zum Bestand der Association irgend ein Verhältniß mehr haben. Das gilt von allen Gesellschaften, in denen der Erwerb nicht die Hauptrolle spielt; und das möchte die schwache Seite des conservativen Princips der Leipziger sein.

Ein neues Werk über Heine.

Heinrich Heine. Erinnerungen von Alfred Meißner. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Der Verfasser bringt in dieser Schrift dem verstorbenen Dichter den Zoll seiner Pietät. Sie ist nicht nur subjectiv vollkommen gerechtfertigt, sondern auch der Sache wegen anzuerkennen, denn so gerechten Grund das deutsche Publicum hat, über vieles, was Heine geschaffen, erzürnt zu sein, so darf es darüber doch nicht vergessen, daß innerhalb der deutschen Poesie seit Anfang der 20er Jahre Heines Gedichte unzweifelhaft den ersten Rang einnehmen. — Wenn Alfred Meißner in der Trauer um den Tod seines Freundes in seiner Apotheose zu weit geht und alles zu rechtfertigen unternimmt, was der Dichter gethan, so würde das bei einer apologetischen Schrift nicht so viel schaden, wenn es nicht gar zu sehr die Opposition des gesunden Menschenverstandes hervorriefe. Meißner hat sich noch immer nicht ganz von den Vorurtheilen der lyrischen Dichter losgemacht, die der Ueberzeugung leben, alles, was sich